

Buchbinder-Zeitung

Organ des Verbandes der Buchbinder und Papierverarbeiter

Nummer 25

Original-Beilage.
Zugpreis vierteljährlich 1,50 M. Nur Postbezug.
Bestellung bei allen Postämtern.

Berlin, den 14. Juni 1931

Geschäftsstelle: Berlin G2, Neuer Markt 8-12IV.
Telefon: Berlin 82, Kupfergasse 1129.
Anzeigen werden nicht aufgenommen.

47. Jahrgang

Gescheiterte Verhandlungen für die Kartonnagen-Industrie.

Die Verhandlungen mit dem Zentralverband deutscher Kartonnagenfabrikanten über den Neuabschluß des Reichstarifvertrages für die Kartonnagenindustrie fanden am 4. und 5. Juni in Stettin statt. Sie wurden eingeleitet mit der Aufforderung des Verhandlungsleiters, Herrn Marschall-Chemnitz, alles zu versuchen, um den Mantelvertrag so zu gestalten, daß die jetzt noch vorhandenen Arbeitsplätze erhalten bleiben können.

Damit wurde sofort in die Einzelberatung der vorliegenden Anträge eingetreten, über deren Inhalt wir in der letzten Nummer unserer Zeitung bereits berichtet haben. Einseitig bemerkte der Verhandlungsleiter, daß die heutigen Beratungen gegenüber den früheren eine grundsätzlich andere Situation vorfinden. Heute gelte es, die Industrie selbst zu erhalten. Dieser Gesichtspunkt müsse die Richtschnur für die Verhandlungen sein. Eine große Anzahl von Betrieben ist aus der Kartonnagenindustrie verschwunden, zum kleineren Teile aus eigenem Verschulden, zum größeren als Opfer der Verhältnisse. Die Anträge der Unternehmer stellen darum das mindeste dar, was die Verhandlungen den Unternehmern zur Entlastung der Betriebe bringen müßten. Die Arbeiterschaft müsse sich jetzt damit abfinden, daß nicht mehr nur Vorteile für sie in den Mantelvertrag aufgenommen werden, sondern daß bei verschiedenen unproduktiven Betriebslasten ein Abbau eintrete.

Die gegensätzlichen Meinungen plähten dann sofort bei der Behandlung unseres Antrages auf Verkürzung der Arbeitszeit aufeinander. Diese für die Arbeiterschaft grundsätzliche Frage wurde von den Unternehmern als Stiefkinder bezeichnet, das keineswegs geeignet sei, der Arbeitslosigkeit zu steuern. Eine Verkürzung der Arbeitszeit auf 40 Stunden pro Woche bringe die von der Gewerkschaft erstrebte Entlastung des Arbeitsmarktes in der Kartonnagenindustrie nicht, da in dieser heute im Durchschnitt noch weit geringer gearbeitet werde. Eine formale Verkürzung der Arbeitszeit auf 40 Stunden könne darum auch keine Neueinstellung von Arbeitskräften zur Folge haben. Auch die Unternehmer der Kartonnagenindustrie lehnen es unter allen Umständen ab, sich eine Verkürzung der Arbeitszeit durch gesetzliche oder durch tarifliche Bestimmungen aufzwingen zu lassen. Die Kartonnagenindustrie sei infolge ihrer absoluten Abhängigkeit von anderen Industrien ein Saisongewerbe geworden, das unter Umständen auch kurzfristige Aufträge zu erledigen habe, was bei einer vierzigstündigen

Arbeitszeit pro Woche nicht möglich sei. Außerdem bringe diese eine erhebliche Neubelastung der Betriebe, die zu einem Preisauflauf, nicht aber zu dem so notwendigen weiteren Preisabbau führe. Eine Arbeitszeitverkürzung wurde als Verbrechen am Beruf bezeichnet, und es zeige sich heute schon, daß die Arbeiterschaft in den Betrieben, die als Versuchsobjekte die 40-Stunden-Woche durchgeführt haben, gegen diese Verkürzung opponieren. Außerdem sei die Verkürzung der Arbeitszeit kein Mittel, um die Wirtschaftskrise zu beheben, sie wende sich lediglich gegen deren Folgeerscheinungen. — Alle Anstrengungen unserer Vertreter, die Kartonnagenfabrikanten für eine Verkürzung der Arbeitszeit geneigt zu machen, blieben erfolglos. Kein Argument, das diesem Zwecke dienen konnte, blieb unbenutzt, die Unternehmer jedoch hatten auf alle noch so dringenden Darstellungen nur ein „nein“!

Der zweite größere Fragentopplex betraf die anderweitige Regelung der vertraglich festgelegten Lohnstaffeln. Die Aenderung der Struktur der Kartonnagenbetriebe verlangt gebieterisch eine Neugruppierung vor allem der Kartonnagerkolleginnen. Die Entwicklung der Industrie bringt eine immer mehr steigende Maschinenarbeit, die — nach Auffassung der Unternehmer — den Begriff der Facharbeit ständig einengt und die Hilfsarbeit in den Vordergrund schiebt. Darum zeigt sich vor allem in der Maschinenkartonnagenbranche das Bestreben, möglichst alle Arbeiterinnen nach den Staffeln der Hilfsarbeiterinnen zu entlohnen. Grundsätzlich stellen sich die Unternehmer auf den Standpunkt, daß die Arbeiterinnenlöhne viel zu hoch seien und daß sie sich für die Branche geradezu katastrophal auswirken. Sie sollen sogar die Annahme von Aufträgen verhindern. Ganz unverhohlen kam die Sehnsucht der Unternehmer nach den Vorkriegsverhältnissen auf dem Gebiete der Arbeiterinnenentlohnung zum Ausdruck, die die Kartonnagenindustrie zum Schrecken aller anderen Industrien zu einer ausgeprochenen Glendindustrie gestempelt hatten. Die damaligen jammervollen Zustände sind heute wieder für einen erheblichen Teil der Kartonnagenfabrikanten ein Ziel, nicht nur aus innigen zu wünschen, sondern mit aller Kraft herbeizuführen. Darum auch ihre Anträge auf erhebliche Herabsetzung des Prozentanteiles der Arbeiterinnenlöhne von den Löhnen der Facharbeiter. Hiervon versprechen sich die Unternehmer eine Belebung der Kartonnagenbetriebe, obwohl der Lohnanteil am Arbeitsprodukt immer geringer wird. Diese feststehende Tatsache wird allerdings von den Unternehmern für

einen großen Teil der Betriebe bestritten, wie ja so vieles von ihnen bestritten wird, was für andere Sterbliche offenkundig ist. Hier ist u. a. die stark gesteigerte Arbeitsleistung der Kartonnagenarbeiterschaft zu nennen, von der die Kartonnagenfabrikanten so wenig gesehen haben wollen, daß einer ihrer Sprecher sogar den Fleiß unserer Arbeiterschaft in Zweifel zu ziehen wagte. Obwohl durch die letzte Lohnsenkung — die doch durchgeführt wurde in der Erwartung der Unternehmer, dadurch die Betriebe wieder in Schwung zu bringen — auch nicht ein Karton mehr hergestellt worden ist, operierten die Unternehmer wie schon so oft mit den abgestandenen Redensarten, „daß die Arbeiterinnenlöhne gedrückt werden müssen, um die Arbeit zu behalten“. Im Gebrauch solcher „oller Kamellen“ zeichnete sich besonders einer der anwesenden Unternehmerdoktoren aus.

Ein besonderes Gewicht lag auch auf der Aussprache über die Anträge, die sich mit der Dauer und der Bezahlung der Ferien befaßten. Hier handelte es sich für die Unternehmer gleichfalls um einen Abbau von Einrichtungen, die in anderen Industrien und auch für unsere Kollegenschaft in anderen Branchen unseres Berufs wesentlich günstiger sind. Die bezahlte Freizeit unserer Kartonnagenarbeiterschaft, die im Zeitalter der stark gesteigerten Arbeitsleistung und Arbeitsintensität zur Erhaltung der Arbeitskraft notwendig ist, gehört zu den Errungenschaften, die die Unternehmer möglichst bald völlig wieder zu beseitigen bemüht sind. Diesmal ging das Bestreben der Kartonnagenfabrikanten dahin, die Feriengewährung und -bezahlung für einen sehr erheblichen Teil der Arbeiterschaft herabzusetzen.

Neben diesen drei großen Hauptgruppen von Anträgen, auf die in der Aussprache der denkbar größte Nachdruck gelegt wurde, kamen auch die übrigen Anträge in ausführlicher Weise zur Besprechung. Die Generalaussprache über alle Anträge brachte ein positives Ergebnis auch nicht in einem einzigen Fall. Die Sprecher beider Parteien verteidigten ihre Anträge mit aller nur denkbaren Fähigkeit. Was wir in unserer letzten Nummer zum Ausdruck brachten, bekräftigte die Generalaussprache recht nachdrücklich: die Konjunkturpolitik der Unternehmer. Diese halten die jetzige Zeit für die geeignetste, um ihre Abbauwünsche durchzusetzen. Ganz selbstverständlich setzten sich die Sprecher unseres Tarifausschusses mit der gleichen Energie für die von unserem Verband gestellten Anträge ein, ohne jedoch damit bei den Unternehmern auf Verständnis zu stoßen. Im Gegenteil, mehrfach stark in die Enge getrieben, wußten sie sich nicht anders zu helfen als mit recht abgedroschenen Redensarten von den Bruntbauten und -palästen der Ortskrankenkassen zu sprechen.

Nachdem die 1½tägige Generalaussprache zu einem positiven Ergebnis auch nicht in einem einzigen Fall geführt hatte, wurde sie abge-

brachen und die Weiterberatung — wie üblich — in eine kleine Kommission verlegt.

Trotz viestündiger Beratung kam es auch in dieser kleinen Kommission nicht zu einer Verständigung darüber, was für die Folgezeit in der Kartonnagenindustrie rechtens sein soll. In später Abendstunde wurden die Verhandlungen abgebrochen. Nunmehr wird das Reichsarbeitsministerium angerufen werden. Um bis zu dessen Entscheidung Differenzen zu vermeiden, wurde der jetzt geltende Vertrag bis zum 31. Juli verlängert.

Der 14. Gewerkschaftstongreß.

Der Vorstand des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes beruft den nächsten Gewerkschaftstongreß für Montag, den 31. August und folgende Tage nach Frankfurt a. M. ein. Auf der Tagesordnung stehen folgende Punkte:

1. Wahl der Kongreßleitung und der Kommissionen.
2. Bericht des Bundesvorstandes.
3. Die Ummwälzung in der Wirtschaft und die 40-Stunden-Woche.
4. Öffentliche und private Wirtschaft.
5. Entwicklung und Ausbau des Arbeitsrechts.
6. Anträge zu den Bundesstatuten.
7. Wahl des Bundesvorstandes.
8. Erledigung sonstiger Anträge.

Die Vertretung auf dem Gewerkschaftstongreß regelt sich nach den Statuten des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes. Auf je 15 000 Mitglieder einer Gewerkschaft entfällt ein Vertreter. Gewerkschaften unter 15 000 Mitgliedern können gleichfalls einen Vertreter entsenden. Die Art der Wahl bleibt jeder Gewerkschaft überlassen.

Anträge an den Kongreß können von jedem angeschlossenen Verband oder seinen Bezirks- und Ortsvereinen (Zahlstellen) gestellt werden. Anträge einzelner Gewerkschaftsmitglieder werden nur dann zugelassen, wenn sie von einem Ortsverein oder dem Zentralvorstand der Gewerkschaft unterstützt werden. Anträge müssen bis spätestens zum 4. Juli an den Bundesvorstand (Berlin S. 14, Inselftr. 6) eingereicht werden, der sie spätestens sechs Wochen vor dem Stattfinden des Kongresses zu veröffentlichen hat.

Internationale Buchkunstausstellung in Paris.

In der deutschen Abteilung des „Salon International du Livre d'Art“ Paris 1931 (Internationale Buchkunst-Ausstellung), die vom Verein Deutscher Buchkünstler zusammengestellt worden ist, werden neben den Hauptschöpfungen der großen deutschen Buchillustratoren und Buchkünstler auch Werke der Handbinderkunst ausgestellt. Zu den Kunstbuchsbindern, die zur Beschickung der deutschen Abteilung durch den Verein Deutscher Buchkünstler eingeladen worden sind, gehören: Otto Dorfner-Weimar, Heinrich Engel-Hannover, Otto Gurbat-Berlin, Paul Kersten-Berlin, Otto Pfaff-Berlin, Bruno Scheer-Berlin, Franz Weiße-Hamburg und Ignaz Wielemeier-Leipzig. Besonderes Interesse dürfte eine Anzahl von Bänden Scheers erwecken, die für die Bibliothek des französischen Postchefs in Berlin, Pierre de Margerie, hergestellt worden sind und die in der deutschen Abteilung ausgestellt werden. Zum Mittelpunkt der deutschen Buchbinderkunst macht der Verein Deutscher Buchkünstler eine Vitrine, die die neuesten Einbandschöpfungen Wielemeiers zeigen wird.

Freie Wirtschaft und Arbeitslosigkeit.

Später als sonst ist in diesem Jahre der Umschlag auf dem Arbeitsmarkt eingetreten. Bis Mitte März war unter dem Einfluß der ungünstigen Witterungsverhältnisse von einer Besserung der Wirtschaftslage nicht viel zu bemerken. Erst in der zweiten Märzhälfte trat eine Wendung ein. Die Zahl der Arbeitslosen im Reich ist um insgesamt 224 000 zurückgegangen. Dennoch betrug von rund 4 756 000 Arbeitslosen am 31. März bei der Arbeitslosenversicherung die Zahl der Hauptunterstützungsempfänger noch 2 316 000, bei der Krisenfürsorge 932 000. Der Rückgang der Arbeitslosen ist im wesentlichen nur durch die Saisonverhältnisse bedingt. Das geht daraus hervor, daß etwa zwei Drittel der Entlastung auf die Saisonberufe entfällt und nur der Rest auf die übrigen Berufe. So ist z. B. die Nachfrage nach Arbeitskräften in der Landwirtschaft etwas lebhafter geworden. Auch Steinbrüche und Zementwerke wurden wieder in Betrieb gesetzt. Darüber hinaus ist eine Besserung in einigen Konsumgüterindustrien, der Kleider- und Wäschekonfektion, der Raschneiderei und im Tabakgewerbe zu verzeichnen. Aber auch hier macht sich wenigstens zum Teil der Einfluß der Saison bemerkbar. Alles das schafft die Tatsache nicht aus der Welt, daß die Arbeitslosigkeit noch immer außerordentlich groß ist und ihre weitere Verminderung angestrebt werden muß. Hierzu sind die Voraussetzungen vorhanden, wenn die von den Gewerkschaften geforderten Maßnahmen, insbesondere die Verkürzung der Arbeitszeit, mit größter Beschleunigung durchgeführt werden.

Die Vorschläge der Gutachterkommission zur Verminderung der Arbeitslosigkeit sehen u. a. auch eine Verkürzung der Arbeitszeit auf wöchentlich 40 Stunden vor, womit die auf das gleiche hinstrebenden Forderungen der Gewerkschaften als berechtigt anerkannt werden. Von ihrer Durchführung verspricht man sich eine Abnahme der Arbeitslosen um rund 600 000. Ob diese Annahme zutrifft oder mit einem stärkeren Zurückgehen der Arbeitslosigkeit zu rechnen ist, kann zunächst dahingestellt bleiben. Die Schätzungen hierüber gehen weit auseinander. Hauptsache ist und bleibt die baldige Verkürzung der Arbeitszeit. Hierbei sind aber erhebliche Widerstände vorzusehen, denn das Unternehmertum ist nicht genehm, eine derartige Maßnahme ohne weiteres hinzunehmen. Es rüstet bereits zum Sturm dagegen, der sehr bald auf der ganzen Linie einsetzen wird.

Hierauf läßt schon jetzt die Haltung der Unternehmerpresse schließen, die herausgefunden hat, daß die noch kurz vorher von dieser Seite heuchlerisch bedauerte Arbeitslosigkeit eigentlich gar nicht so schlimm sei, als sie hingestellt werde. Dabei wird betont, daß das kapitalistische Wirtschaftssystem mit dieser Erscheinung des Arbeitslosigkeit habe es schon immer, lange Zeit vor der kapitalistischen Industrieentwicklung gegeben, nicht als Folge des Wirtschaftssystems, sondern sehr viel mehr infolge von Fehlern der statischen Wirtschaftspolitik. Das sei auch noch heute so, wo der Staat die freie Wirtschaft bei jeder Gelegenheit unterdrücke und ihr Lasten auferlege, die über ihre Tragfähigkeit hinausgehen. Wie die Geschichte nachweise, habe gerade die freie Wirtschaft außerordentlich viel zur Herabminderung der Arbeitslosigkeit beigetragen und sei es ihr zuzuschreiben, wenn z. B. die Arbeitslosigkeit, die im 17. Jahrhundert in England 25 Prozent, in Deutschland noch in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts 26 Pro-

zent der Bevölkerung erfaßte, gegenwärtig in Deutschland nur 5 Proz. beträgt, außerdem rein kapitalistische Länder u. a. Frankreich bei sehr viel geringeren Löhnen sogar noch niedrigere Arbeitslosenziffern aufweisen. Die freie Wirtschaft habe daneben den Arbeitern noch andere erhebliche Vorteile, wie steigende Löhne, eine erhöhte Lebenshaltung und gegen früher fast um die Hälfte herabgesetzte Arbeitszeit gebracht, woraus der Schluß gezogen wird, daß der Staat die freie Wirtschaft nur in Ruhe lassen und von Eingriffen zu verschonen brauche, um alles auf beste verlaufen zu lassen.

Dieses Loblied auf die freie Wirtschaft haben wir von den Verfechtern der kapitalistischen Wirtschaftsordnung schon oft gehört. Es beruht auf plumper, längst widerlegter Geschichtsfälschung, wird aber immer von neuem wiederholt, weil man mit der Erkenntnis breiter Volksschichten über die kapitalistische Entwicklung rechnet. Wohl hat es auch in der vorkapitalistischen Zeit Not und Elend gegeben. Die Arbeitslosigkeit als Massenerscheinung ist aber lediglich eine Frucht der kapitalistischen Entwicklung, die nicht erst mit dem 17. Jahrhundert, sondern, besonders in England, schon wesentlich früher begann. Auch die sonstigen angeblichen Segnungen der freien Wirtschaft, wie Lohnsteigerung und Arbeitszeitverkürzung, haben die Arbeiter nicht jener, sondern lediglich ihren gewerkschaftlichen Bestrebungen zu verdanken. Ohne diese gewerkschaftliche Selbsthilfe der Arbeiter hätte sich die Lage der Arbeiterklasse um nichts verbessert, haben doch die kapitalistischen Vertreter allen sozialen und rechtlichen Forderungen der Arbeiter gegenüber stets den gleichen ablenkenden Standpunkt eingenommen und sie als unerfüllbar abgelehnt. Das ist bis heute nicht anders geworden. Nur dem Zwange gehorchend hat sich die kapitalistische Wirtschaft zu Zugeständnissen an die Arbeiter bereitfinden lassen, die sie ihnen aber wieder fortgesetzt zu entreißen oder gegenstandslos zu machen bestrebt ist.

Was soll übrigens das fortgesetzte Gerede von der freien Wirtschaft? Diese existiert ja — wie nahezu jedermann weiß — nur noch in der Einbildung! Mit der fortschreitenden Großindustriellen-Entwicklung hat die freie Wirtschaft aufgehört oder sie ist nur noch in verhältnismäßig schwachen Resten vorhanden. An ihre Stelle ist die monopolistische Wirtschaft getreten, die von einer Handvoll Großkapitalisten mit unerhörter Willkür beherrscht wird. Die Kartelle der Großindustrie diktiert die Produktion, die Preise und die Löhne, bringen Wirtschaft und Staat in immer größere Abhängigkeit vom Willen der kapitalistischen Machthaber. Diese Willkür kann durch die Selbsthilfebestrebungen der Arbeiter allein nicht mehr eingedämmt werden. Ihr muß daher der Staat schon aus Gründen der Selbsterhaltung sowie im Interesse des Gemeinwohls entgegengetreten, wenn er den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zusammenbruch verhindern will. Ein solcher Zusammenbruch ist unausbleiblich, wenn nicht alle geeigneten Mittel in Anwendung gebracht werden, die heutige Arbeitslosigkeit mit größtem Nachdruck zu bekämpfen und durch die Herabsetzung der Arbeitszeit auf ein erträgliches Maß zu verringern.

In Reich und Wirtschaft wird über die hohen Reparationsleistungen geklagt. Diese bilden eine schwere Last, und doch sind sie im Verhältnis zu den Nachteilen, die der Wirtschaft aus der Arbeitslosigkeit entstehen, sehr erheblich geringer. Hinzu kommen die nicht minder schweren gesundheitlichen, sittlichen und morali-

ischen Schädigungen, die aus ihr hervorstechen. Ein wesentlicher Teil der Verrohung und Verwilderung unseres gesellschaftlichen und politischen Lebens hat nur in der Arbeitslosigkeit seine Ursache. Soll hierin eine Besserung eintreten, dann kann sie nur durch die Eindämmung der Arbeitslosigkeit zustande kommen. Das ist Grund genug, um diesem wirtschaftlichen Uebel in nachdrücklicher Weise entgegenzutreten und sich über alle von dem Kapitalismus dagegen erhobenen Bedenken hinwegzusetzen.

M a t t u t a t.

Die Zentral-Kranken- und Begräbniskasse der Buchbinder u. verwandten Geschäftszweige

hat das 1. Quartal 1931 mit folgendem Rechnungsergebnis abgeschlossen:

Abteilung Krankenkasse:	
Beitrageinnahme in Abt. B	99 504,40 RT.
Beitrageinnahme in Abt. A	54 333,10 "
Beiträge nach § 8 Abs. 18	929,50 "
Beiträge nach § 14 Abs. 3	14 841,80 "
Beiträge nach § 24 Abs. 18	1 194,80 "
Kapitalerträge	7 481,57 "
Eintrittsgelder	72,00 "
Sonstige Einnahmen	792,58 "
Summe	179 239,75 RT.
Bestand von 1930	428 721,03 "
Gesamtsumme	607 960,78 RT.
Leistungen in Abt. B	107 881,18 RT.
Leistungen in Abt. A	72 533,27 "
Persönliche Verwaltung	14 689,81 "
Sächliche Verwaltung	4 423,31 "
An den Invalidenfonds	14 841,80 "
An den G.-B.-Fonds	1 194,80 "
Sonstige Ausgaben	30,00 "
Summe	215 564,17 RT.
Vortrag auf das 2. Quartal 1931	392 396,61 "
Gesamtsumme	607 960,78 RT.

Abteilung Sterbekasse:	
Beitrageinnahme usw.	12 258,50 RT.
Kapitalerträge	5 261,49 "
Summe	17 519,99 "
Bestand von 1930	300 999,59 "
Gesamtsumme	318 519,58 RT.
Leistungen	7 879,00 RT.
Verwaltungskosten usw.	1 092,46 "
Summe	8 971,46 RT.
Vortrag auf das 2. Quartal 1931	309 548,12 "
Gesamtsumme	318 519,58 RT.

Abteilung Invalidenkasse:	
Beiträge nach § 14 Abs. 3	14 841,80 RT.
Kapitalerträge	1 104,35 "
Summe	15 946,15 RT.
Bestand von 1930	38 308,55 "
Gesamtsumme	54 254,70 RT.
Invalidenunterstützung	15 155,50 RT.
Drucksachen	56,75 "
Summe	15 212,25 RT.
Vortrag auf das 2. Quartal 1931	39 042,45 "
Gesamtsumme	54 254,70 RT.

Generalversammlungsfonds:	
Beiträge nach § 24 Abs. 18	1 194,80 RT.
Kapitalerträge	364,58 "
Summe	1 559,38 RT.
Bestand von 1930	9 691,51 "
Gesamtsumme	11 250,89 RT.
Revisoren	50,00 RT.
Summe	50,00 RT.
Vortrag auf das 2. Quartal 1931	11 200,89 "
Gesamtsumme	11 250,89 RT.

Von der Gesamteinnahme der Krankenkasse wurden verwendet: für Leistungen 100,63 Proz. (unter Berücksichtigung der den Invaliden Kollegen zugeführten Beträge 100,00 Proz.), für persönliche Ver-

waltungskosten 8,19 Proz., für sächliche Verwaltungskosten 2,46 Proz., für Ueberweisung an den Invalidenfonds 8,23 Proz., für Ueberweisung an den Generalversammlungsfonds 0,66 Proz. und für sonstige Ausgaben 0,02 Proz. Zur Deckung der Verbindlichkeiten haben demnach dem Rücklagefonds 20,24 Proz. des Gesamteinnahmebetrages vom 1. Quartal 1931 entnommen werden müssen.

Von der reinen Beitragseinnahme wurden in der Abteilung B für Leistungen allein 108,3 Proz. ausgegeben, während in der Abteilung A sogar 133,5 Prozent aufgewendet werden mußten. In beiden Abteilungen ist demnach ein erhebliches Defizit zu verzeichnen gewesen. Das bedeutet an sich kein Komum, ist aber insofern bemerkenswert, als es in der Abteilung A auf eine starke Steigerung der Ausgaben für Sachleistungen zurückgeführt werden muß. Die Ausgaben für ärztliche und zahnärztliche Behandlung betragen allein 45,21 Proz. der Beitragseinnahme. In einer der größten Verwaltungsstellen haben zu diesem Zweck sogar nahezu 75 Proz. der Beitragseinnahme verwendet werden müssen. Die von den Bestimmungen der Notverordnungen erwartete Senkung der in Frage kommenden Ausgaben ist also nicht nur nicht eingetreten, sondern vielmehr in eine weitere erhebliche Steigerung umgeschlagen, so daß die Beiträge für die Mitglieder dieser Abteilung wieder auf mehr denn 6 Proz. vom Grundlohn bemessen werden müssen, wenn dieser Ausgabensteigerung kein Ziel gesetzt werden kann. Zunächst haben jedenfalls die zum Teil scharfen Bestimmungen der Notverordnungen für die Mitglieder allerlei Nachteile mit sich gebracht, während für die Ärzte solche nicht zu verzeichnen gewesen sind.

An der Sterbekasse wurden von der Gesamteinnahme verwendet: für Leistungen 44,97 Proz., für Verwaltungskosten 6,23 Proz., und dem Rücklagefonds zugeführt wurden 48,80 Proz.

An der Invalidenkasse erforderten die Leistungen eine Ausgabe in Höhe von 95,03 Proz., die für Drucksachen eine solche in Höhe von 0,37 Proz., so daß dem Rücklagefonds 4,60 Proz. von der Gesamteinnahme zugeführt werden konnten.

Die Barvermögensbestände bezifferten sich am Schlusse des 1. Vierteljahres wie folgt:

Krankenkasse	392 396,61 RT.
Sterbekasse	309 548,12 "
Invalidenkasse	39 042,45 "
G.-B.-Fonds	11 200,89 "
Gesamtsumme	752 188,07 RT.

Habersammeln und Alagen über Papiermangel in Kursachsen am Ausgang des 18. Jahrhunderts.

Der Leipziger Kramermeister Johann Wilhelm Lehn betrieb am Ausgang des 18. Jahrhunderts in der Petersstraße in Leipzig in dem noch heute bestehenden Reßhause „Hobmann's Hof“ eine Buntpapierfabrik sowie mit allen „Corten Caltum, marmerierten und diversen türklischen Papieren“. Die Papierfabrik war im Jahre 1755 gegründet und vom Kurfürsten privilegiert worden.

Am 15. Februar 1790 beschwerte sich Lehn beim Leipziger Räte darüber, daß allerlei „Fremde, Fuhrleute und andere Personen“ in und um Leipzig herum, „alle verfügbaren Habern aufkaufen, so daß bereits durch den Mangel an Lumpen das Papier ungewöhnlich verteuert worden sei“, trotzdem in fast sämtlichen kursächsischen Städten damals die „sehr löbliche Einrichtung getroffen worden war, daß die Habern nur von gewissen dazu bestimmten Lieferanten an die inländischen Papiermühlen gegen Erlegung eines festgesetzten Canons dafür gesammelt und verkauft werden durften“.

Lehn bat nun die Stadt, daß auch sie diese Einrichtung trafe und ihm das alleinige Recht übertrüge, „in dieser Stadt unter G. E. Hochw. Rath's Jurisdiction gehörigen Dorfschaften, sowie auch in der Stadt Laucha gegen Erlegung eines dafür zu bestimmenden Canons mit Ausschluß aller übrigen Käufer auf 12 oder mehrere Jahre zu verstaten“. Lehn versprach dem Räte dagegen, geeignete Leute

anzustellen, die sich mit dem Aufkaufen von Lumpen beschäftigen sollten.

Auf die Frage des Rates, warum das Lumpensammeln bisher nicht privilegiert gewesen sei, antwortet Lehn: „So lange er sich besinnen könne, wäre dies niemals in Leipzig üblich gewesen; er habe auch von seinen Vorfahren niemals etwas davon gehört. Diese Verpachtung würde auch nicht viel eintragen, weil Pächter über ein Rieß-Papier nicht würden jährlich Pacht geben können, ... auch gäbe es in der Stadt viele arme Personen, welche Mittwoch und Sonnabends die Rehricht-Häuser auf den Straßen durchwühlten und alle Lumpen aufsuchten, wodurch sie sich bisweilen etliche Groschen verdienten. Es hielten aber auch einige andere Personen in Leipzig Lumpen-Niederlagen, als 1. der Wirth in der Dresdner Herberge, 2. Schulze in Hartmanns Häusern auf der Windmühlen-Gasse und 3. der getaufte Jude Seelig auf dem Neuen Kirchhofe, welche sich ganz guten Profit verschafften, indem sie die Lumpen wieder an die Papiermüller absetzten.“

Der Rat schrieb unter die Lehn'sche Eingabe, daß sowohl in Leipzig als auch in den zugehörigen Dörfern das Habersammeln niemals verpachtet gewesen sei. Trohdem aber war der Rat nicht abgeneigt, Lehn ein Privileg zu übertragen. Dagegen aber liefen der Leipziger Papierhändler Johann Christian Hartmann sowie sämtliche Buchdrucker und Buchhändler unter Führung der Firma Breitkopf u. Härtel Sturm. Letztere klagt in einer Eingabe vom 22. März 1790 über zu starke Ausfuhr des Papiers und der Lumpen in die benachbarten Länder. Es seien meist die feinsten Lumpen, welche von Leipziger Aufkäufern nach dem Brandenburgischen geliefert würden. Um dies zu unterbinden, hatte die kursächsische Regierung bereits unterm 31. Mai 1785 „die Ausfuhr derer Habern außer Landes bey Strafe der Confiscation verboten“. Gleichzeitig schrieb das Mandat noch vor, daß nur diejenigen am Habersammeln teilnehmen durften, welche für inländische, also sächsische Papiermühlen sammelten und Lumpen aufkauften.

Die Leipziger Buchdruckerien und Buchhandlungen wandten sich scharf gegen ein privilegiertes Habersammeln, denn der „übliche“ Zustand dieser Unternehmungen war mit dem reichen Borräte an guten Papieren zu verdanken. Trotz des kurfürstlichen Verbots wanderten alljährlich große Mengen sächsischer Lumpen in die Papiermühlen nach Werfburg und Giebichenstein. Lehn aber konnte nachweisen, daß er die von ihm aufgekauften Lumpen in die Papiermühlen zu Richtenstein, Belgig und Thurm bei Zwickau lieferte.

Die sächsische Regierung aber begünstigte die Einfuhr fremder Papiere und verordnete sogar am 21. Oktober 1797, daß der „auf das aus den Kaiserlichen und Kgl. Oesterreichischen, Böhmisches und deutschen Erblanden in unsere Lande eingehende Papier gelegte Impost von 25 Prozent vom Werte desselben, wiederum gänzlich, mithin sowohl von Druck- als Schreib-Papier und anderen Sorten aufzuheben sei“.

Damit aber endlich einmal eine Uebersicht aller „gesammelten und zu den Papiermühlen gelieferten Habern“ gewonnen werden konnte, verordnete der Kurfürst in obigem Mandate noch, „daß hinsichtlich jedem Papiermacher von derjenigen Haupt-Band-Accise-Einnahme, unter deren Bezirk die Mühle gelegen, zwey gestempelte Gegen- oder Abrechnungsbücher gegeben, in solche das Quantum an Gewicht mit dem Dato der jedesmal zur Mühle gelieferten Habern schlechterdings vom Papiermacher eingetragen, auch mit jedem neuen Jahre ein Abschritt (Abschluß) gemacht werde...“ Ein Buch blieb in den Händen des Papiermachers, eins in der Hand des Habersammlers, auch durften die Lumpensammler „niemals, ohne dieses Buch bey sich zu führen, mit Habern zur Papiermühle kommen“. Der Leipziger Rat publizierte dieses Mandat am 16. März 1798.

Gelesene Nummern
der »Buchbinder-Zeitung«
gibt man an seine unorganisierten Kollegen weiter

*) Leipziger Ratsarchiv, Titel LXII P. 6.



Zur Unterhaltung

Die Freie.

Von W. Holzamer.

III.

„Fertig!“ sagte sie. Sie gewöhnte sich das immer mehr vom Vater an. Aber es war doch nicht fertig. Sie mußte immer wieder aufhören und nach dem einfalligen Terrissepp sehen. Er ging ordentlich feierlich heute. Oder kam ihr das nur so vor? Er hatte sich fein gemacht. Das wollene Tuch um seinen Hals war funkelnegeu. Und auf der Kappe saß kein Kiebelchen Mehlstaub.

„Vater“, rief sie in die Stube, „ich glaub', der Terrissepp kommt zu uns!“

„Gut, soll er kommen“, sagte der Vater.

Dann spülte die Eve weiter. Und zwar gukte sie nun auch nicht mehr auf. Der Terrissepp war jetzt nach der Mühle hereingebogen und vom Fenster aus nicht mehr zu sehen.

Der Cäsar schlug an. Die Eve rief ihm zu. Da war er still und ließ den Terrissepp passieren. Gleich darauf ging die Haustür. Der Terrissepp trat ein. Er ging direkt auf die Stubentür zu und klopfte an.

Als er eintrat, legte die Müllerin ihr Strickzeug in den Schoß, und der Müller hörte einen Augenblick auf zu trommeln.

„Bist lang nit dagewesen, Terrissepp!“

„Ihr auch nit bei mir, Nachbar. Und alle Gebot kommen, geht doch auch nit.“

Es war in beiden Reden etwas wie ein spitzer Ton, ohne daß sie's beide beabsichtigten.

„Ja“, lachte der Müller, „ich kann halt immer näher gucken zu dir, bis in dein' Haustür hinein, da brauch' ich nit zu dir zu gehen.“



„Ja, freilich“, stichelte der Terrissepp, „da habt ihr auch sehen können, daß ich tüchtig zu mahlen hatt' den Monat.“

Er lächelte spitzbübisch.

„Ja“, sagte der alte Müller, „und ich hab' dir's von Herzen gegönnt.“

Der Terrissepp befann sich. Er war betroffen. Es hatte so gültig geklungen. Er war ein bißchen verwirrt.

„Euer Mühl' läuft leer, Nachbar“, entfuhr es ihm. Dabei wurde er rot.

„Die feiert Sonntag heut“, erwiderte lächelnd der Müller. „Man muß so einer Mühl' auch ihren Sonntag gönnen.“

Nun war der Terrissepp ganz geschlagen. Um so mehr verwirrt wurde er. Er wußte nicht mehr zu unterscheiden, was gut und was nicht gut zu reden wäre. Und er hatte sich doch alles ganz genau ausgedacht gehabt, was er sagen wollte.

Der Terrissepp verwurftelte sich noch weiter. „Mein' Mühl' kann ich halt nit Sonntag fern lassen, das verträgt's nit. Es ist halt, daß ich durch die neu'

Chaussee so einen guten Weg getriegt hab'. Die Fuhrleute' wollen doch die holprigen Feldweg' heutigestags nit machen. Darum ist's halt was anders bei Euch, Nachbar. Den langen Feldweg scheuen sie halt all.“

„Und kommen aber doch“, fuhr die Müllerin nun heraus.

Der alte Müller bekam einen roten Kopf. Er trommelte sehr laut.

„Bistst dich nit sehen, Terrissepp?“ fragte er. Der Terrissepp tat's.

„Bei dei'm Großvater und mei'm Vater, Terrissepp, wie ich noch Bub war und an dich noch kein Mensch gedacht hat, war's anders. Jeder hatt' damals sein gleich Teil.“

„Ja“, sagte der Terrissepp, „so wie's bei den Menschen ist, daß die einen alt werden und die anderen jung, so ist's auch mit den Mühlen. Das eine überlebt sich, das andere erhebt sich.“

„Hml!“ knurrte der Alte.

„Ich hab' sogar noch weiter gedacht. Ich seh' ein, daß die Müllerei muß zugrunde gehen, wenn sie nit ein bißchen aufgehoben kriegt. Durch die Müller, mein' ich. Die alten Einrichtungen taugen nit mehr. Ich hab' mir Bücher angeschafft, die fürs Neue sind. „Der praktische Mühlenbauer“, „Unsere Mühleneinrichtungen“, „Dampf- und Wassermühlen“, und noch so ein paar. Man kann ja nit alles brauchen, was da grad drinsteht, aber manches ist doch richtig und gut. Ich will jetzt die Sach' anders einrichten. Zuerst mal das Wasser besser ausnützen. Das geht ja ja nit mehr. Alle paar Tag' verflammt, und wann am meisten zu mahlen ist, am wenigsten Wasser. Alleweil drückt sich's nit so mit der Arbeit, da kriegt man eher jemand und braucht auch die höchste Löh'n nit zu bezahlen. Ich hab' mir drum für morgen fünf, sechs Mann bestellt, ich heb die Bach' vor der Mühl' aus, daß das Wasser enger und leit's hoch und mach mein Rad überschlänglich.“

„Was tausend!“ knurrte der Müller.

„Dann, rechne ich, geht's wieder zehn, fünfzehn Jahre. Und geht's dann nit mehr und man erlebt's noch, so kost's halt eine Dampfmaschine.“

„Terrissepp“, fuhr es der Müllerin heraus, „daß du dann so einen hohen Schornstein bauen müßt?“

„Gewiß, Nachbar'n, man muß mit der Zeit gehn. Wer das richtig tut, wird nig dabei verlieren, aber zugucken, wie's dort weitergeht und doch still sitzenbleiben auf sei'm alten Fiedelchen, das führt zu nig. Ja, und was ich sagen wollt, Nachbar, mit dem Wasser das, Ihr müßt auch dabei was tun. Ich kann dann mit wenig Wasser mahlen, aber bei dem schlechten Zustand von der Bach' wird's bei euch dann erst recht hapern. 's ist halt alles verflammt, und Euer Gefäll' ist so gut wie keins. Die Hauptkraft nehm' ich dann weg, wie gesagt, weil das Wasser dann kein' Gewalt von oben mehr bei Euch hat.“

„Ich hab' aber das Wassergerecht schon von alten Zeiten her“, protestierte hier der Müller.

„Ganz recht, Nachbar, das Wassergerecht wird Euch auch nit genommen, nur das Wasser wird seine Kraft verlieren. Und unser Mühl' ist auch nit jünger wie Eure. Bloß hab' ich den Vorteil, daß ich oben lieg' und Ihr unten, und daß ich also vor Euch das Wasser hab'.“

Der Alte sah, daß ihn der Terrissepp festhatte. Und der Terrissepp sah, daß sich das Blättchen gewendet hatte. Nun galt's, den Vorteil auszunützen. Der Alte brummelte etwas vor sich hin, das der Terrissepp nicht verstand.

„Es ist ja voranzusehen, Nachbar, und darüber muß man sich klar sein, wenn ich mein' Betrieb in die Höhe bring, geht Eurer herunter. Das liegt auf der Hand. Weismachen wollen wir uns nig. Was ist, das ist. Aber ich hab' mir gedacht, da wär' doch abgeholfen. Ich dent' immer bloß nit von heute auf morgen, auch auf übermorgen. Und da hab' ich gemeint, Ihr macht einfach ganz zu, Nachbar!“

Der Müller fuhr auf. Und die Müllerin gab der Rake einen Tritt.

„Radikatur!“ sagte der Alte. „Ich bedank mich aber schön.“

Aber der Terrissepp war jetzt im Zug.

Ihr seid alt und habt genug geschafft Euer Lebenstag, Ihr könnt jetzt ausruhen. Was ich vom Werk brauchen kann, das nehmen wir heraus, und ich bezahl's Euch so gut, als es zu bezahlen ist. Ihr zieht herüber zu mir, ich seh' noch einen Kniestock auf mein' Mühl' — und die Eve wird mein' Frau, und der eine Betrieb nährt uns besser, als die zwei, wo Ihr nig habt, und ich am End' auch nur Euer Feindschaft. Es will alles beraten und bedacht sein im Leben, und ein fetter Ochs ist allemal noch besser als zwei magere Küh', das mein' ich.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Schmugglerhund.

In seinem Buche: „Der Hund, ein Mitarbeiter an den Werken des Menschen“ (Verlag H. Hartleben, Wien) erzählt E. Flossel folgende, angeblich auf Tatsachen beruhende Geschichte:

Im Jahre 1788 brachte ein Hund in Mecheln seinem Herrn durch Einschmuggeln verzollbarer Waren in kurzer Zeit ein Vermögen von 100 000 Talern ein. Das ging so zu: Ein armer Teufel, der sich auf redlichem Wege nicht mehr zu helfen wußte, kam auf den Gedanken, durch Schmuggel seine Lage zu verbessern. Er sorgte sich von: seinem Freunde eine Summe Geldes, ging nach Flandern und kaufte Spizen ein, um sie in seiner Heimat mit Umgebung des Jolles zu veräußern. Von der Gelehrigkeit seines Pudels überzeugt, richtete er diesen dazu ab, ihm hierbei behilflich zu sein. Er ließ ihn scheren, verschaffte sich eine Hundshaut von eben den Haaren und von gleicher Größe wie die seines Pudels, wickelte dem Hunde die Spizen um den Leib und kleidete ihn dann in die neue Haut so gut, daß diese Umkleidung von niemand erkannt wurde.

So ging es nach der Heimat. Abwechselnd wählte er in Mecheln bald das eine, bald das andere Tor zum Austritt. Sein Hund Barbou trollte selbstverständlich ganz unbefangen dicht am Zollwächter zum Tore hinaus, lief, ohne sich nach seinem Herrn umzusehen, an einen bestimmten Ort, wo dieser ihn erwartete und wo er entkleidet, der Spizen entledigt und mit reichlichem Frühstück belohnt wurde.

Sechs Jahre hindurch betrieb der Mann dies Geschäft, wurde ein reicher Mann und ging dann nicht mehr zu Fuß nach Mecheln, sondern fuhr wie alle seine reichen Kollegen dahin. Durch Reib und Mißgunst über das schnelle Emporkommen des Mannes wurde die Schmuggerei durch seine Freunde verraten, Barbou eines Tages, als er das Tor durchschritt, abgefangen, entkleidet, die Spizen wurden ihm abgenommen, der Hund durchgeprügelt und in Verwahrung genommen, da man annahm, sein Herr werde ihn auslösen. Aber der Hund entsprang seinen Wächtern und stellte sich bei seinem Herrn wieder ein.

Nun wurde das Geschäft in einer anderen Bekleidung des Hundes noch zwei Jahre lang fortgesetzt. Der Hund war durch jenen Vorgang gewichtig worden. Er las es schon von Ferne gleichsam in den Augen der Zollwächter, ob er passieren könne oder nicht. Kam ihn an einem Tore etwas verdächtig vor, dann lief er schnell zum andern hinaus. Und schlenen ihm alle Tore versperrt, dann sprang er über die Brustwehr oder wartete, bis durch Wagen oder Menschen ein Gedränge unter dem Tore entstand und wußte sich dann durchzuschleichen.

Ein neuer Verrat machte der Sache ein Ende. Barbou hatte eines Tages überall verdächtige Gesichter bemerkt, er sprang über die Brustwehr, allein eine Kugel streckte ihn nieder. Man fand für mehr als 5000 Taler Spizen um seinen Leib gewickelt.



Unsere Jugend



Sinnsprüche.

Die Mängel aufdecken, ist nicht genug. Ja, man hat unrecht, solches zu tun, wenn man nicht zugleich das Mittel zu dem besseren Zustande anzugeben weiß. Goethe.

*

Arbeite nach jedem Tadel so an dir, daß nie mehr etwas zu tadeln ist.

*

Der Mensch, der zu schwankender Zeit auch schwankend gemüht ist, der vermehrt das Uebel und breitet es weiter und weiter; aber wer fest auf dem Sinne beharret, der bildet die Welt sich.

*

Werde nie im Kleinramm stecken, damit verbitterst du anderen und dir selbst das Leben.

Das Lehrlingswesen vor dem 30 jährigen Kriege.

K. Die Bestrebungen unserer Zeit, das Handwerk dadurch zu heben, daß man aus den Trümmern der durch ihre Engherzigkeit und ausschließenden Tendenzen zerfallenden Zünfte neue, den freieren Anschauungen der Jetztzeit entsprechende Verbände hervorrief, erweckt auch ein lebhafteres Interesse an den Zunfteinrichtungen vergangener Jahrhunderte. Und hier ist es in besonderem Maße die Jugend, der unser Interesse gelten muß. Es kann uns daher nicht gleichgültig sein, wie die Jugend unserer Vorfahren ihr Handwerk erlernte.

Der Lehrling war ebenso wie Geselle und Meister ein Glied der Innung, in die er sich durch eine Abgabe an die Handwerkskasse einkaufen mußte. Damit übernahm aber das Handwerk nun auch die Pflicht zu einer tüchtigen Ausbildung. Es wachte darüber, wie der Meister den Jungen unterrichtete und erzog. Kamen von seiten der Eltern Klagen an die Innung, dann wurde der Meister zur Rechenschaft gezogen. Nur zünftige Meister durften Lehrlinge annehmen und ausbilden. Dieses Recht ließen sich die Innungen durch Bürgermeister und Rat, zumest aber auch von den jeweils regierenden Landesherren, bestätigen. Die Lehrzeit richtete sich ganz nach dem Ermessen des Lehrherrn. Er bestimmte, wie lange der Junge zu lernen hatte. In der Regel gab die Höhe des Lehrgeldes den Ausschlag, auch genossen Verwandte des Meisters besondere Vergünstigungen, die aber zumest in den Innungsartikeln festgelegt waren. Hatte der Junge ausgelernt, dann wurde er vor offener Lade und versammeltem Handwerk losgesprochen. Bei dieser Gelegenheit erhielt er ein kunstvoll geschriebenes Lehrzeugnis, den Lehrbrief, vom Obermeister ausgehändig: Ein Geselle, der Meister werden wollte, mußte nachweisen können, daß er bei einem redlichen Meister oder bei einem Meister, „der des handwergts untadelhaftig sey“, in der Lehre gestanden habe.

Das Handwerk bestrafte aber auch die Meister, denen die Lehrlinge, wegen allzu schlechter Behandlung grober Natur, dann übergab das Handwerk die Sache dem Rate zur Bestrafung. Kleinere Uebel strafte das Handwerk selbst. Meist mußten diese Rohlinge eine gewisse Zeit „stillestehen“, d. h., sie durften zur Strafe eine Zeitlang keinen Lehrling mehr halten.

In fast allen Innungsordnungen sind Vorschriften getroffen, die die Zahl der Lehrlinge beschränkten. In großen Innungen durften die Meister in der Regel zwei, in kleineren aber nur einen Lehrling halten. Den jungen Meistern gestattete man das Halten von Lehrlingen meist erst nach zwei bis drei Jahren ihrer Meisterpraxis. Hatte sich der junge Mensch unter den Innungsmeistern einen zum Lehrherrn erkoren, dann mußte er zunächst eine Probezeit ablegen, die der Lehrzeit vorausgehen hatte, aber nicht in die Gesamtlehrezeit eingerechnet werden durfte. Man nannte dies: Der Meister „versucht“ den Jungen. Der Junge selbst sollte sich in dieser Zeit erst einmal prüfen, ob er auch die rechte Lust zum Handwerk habe. Der Meister dagegen wollte wissen, ob der Junge zum Handwerk „tüchtig“ sei. Ueber die Dauer dieser Versuchszeit enthalten die Ordnungen verschiedene Bestimmungen. In der Regel sollte sich diese Probezeit nicht über 14 Tage ausdehnen, viele Ordnungen aber gestatteten auch vier Wochen. Behielt der Meister den Jungen über die von der Innung festgesetzte Versuchszeit hinaus, dann mußte er für jede weitere Woche einen gewissen Beitrag in die Handwerkskasse einlegen, was der Meister selbstverständlich gerne tat, denn der Junge brachte ihm den Beitrag meist doppelt ein.

Hatte die Versuchszeit zwischen Meister und Jungen zu einem Uebereinkommen geführt, dann mußte der Meister seinen Lehrling vor versammeltem Handwerk und offener Lade in Gegenwart aller Innungsmeister und der Altgesellen vorstellen. Der Obermeister nahm den Jungen durch Handschlag in die Innung auf. Erst mit diesem Handschlag begann die Lehrzeit. Bei diesem feierlichen Akt waren Eltern und Vormünder der Jungen zugegen. Sonst durften keine Fremden der Aufnahme beiwohnen. Eltern oder Vormünder tasteten mit ihrem Vermögen für die Einhaltung des Lehrvertrages. Sobald der Sohn dem Meister zugeführt war, ging das elterliche Recht auf diesen über. Vor dem Handwerk hatten der Lehrling bzw. die Bürgen zweierlei zu bescheinigen: eheliche Geburt und redliches Herkommen. Allen unehelich Geborenen, die niemals das Bürgerrecht einer Stadt erlangen konnten, war es auch nicht möglich, dereinst Meister zu werden. Die Lehrzeit eines Unehelichen wäre vollkommen verloren gewesen, da ihn später weder die Gefellenbruderschaft, noch die Zunft aufgenommen hätten. Diese Bedingung der ehelichen Geburt ist eine allgemeine und findet sich in allen Ordnungen bis zum 17. Jahrhundert. Das Wort „ehelich“ deutet darauf hin, daß die Eltern des Jungen einen tadellosen Lebenswandel geführt haben mußten.

Hatte der Lehrling vor versammeltem Meistern alle an ihn gerichteten Fragen zu des Handwerks Zufriedenheit beantwortet, dann mußte er meist noch versprechen, seine Lehrzeit „treu auszuüben“ und seinem Lehrherrn nicht davonzu-

laufen. Zur Befräftigung dieses Gelöbnisses hatte er die Bürgen zu stellen. Entließ der Knabe, was wegen der allgemein üblichen rohen Behandlung sehr oft vorkam, dann drohte dem Meister Schaden insofern, als er ja des Lehrgeldes verlustig ging. Wer Schuld trug, entschied das Handwerk, die Bürgen aber mußten das Lehrgeld bezahlen, auch wenn der Junge nicht weiterlernen wollte. Sie wurden auch dann in Anspruch genommen, wenn der Junge etwas veruntreut hatte.

Ein Jugendleiterkursus in Bernau.

Wer einmal Gelegenheit hatte, die Bildungsstätte der Gewerkschaften besuchen zu können, wird zierbewußter den Kampf für das Proletariat führen. „Durch Wissen zur Macht“ ist der Leitsatz unserer Waffenschmiede. Wir, die junge Generation, sind unseren Vorkämpfern zu Dank verpflichtet, daß sie mit dieser etwas geschaffen haben, was im Interesse der gesamten Arbeiterschaft gelegen ist.

Unsere Bundeschule, die mitten im Walle bei Bernau liegt, ist musterförmig eingerichtet. Schulpersonal und Hörer haben eine sozialistische Familiengemeinschaft geschaffen. 120 Gewerkschaftskollegen genossen 14 Tage arbeitsfreie Zweidrittelbildung, sowie kulturelle und sportliche Betätigung. Der Arbeitsplan war recht abwechslungsreich. Nach der Besichtigung und Einführung durch den Leiter der Schule hielt uns Gen. Walsche einen Vortrag über „Die Aufgaben unserer Jugendarbeit“. Leider wird ein großer Teil der arbeitenden Jugend noch nicht von unserer Bewegung erfaßt. Dies zu ändern muß jeder mit beitragen. Gen. Maß unterstrich in seinem Vortrag über „Die deutschen Jugendverbände“ die organisatorische Frage ebenfalls. Außerdem behandelte er „Die Reichsausschüsse der deutschen Jugendverbände und der Jugendherbergverband“. Gen. Friedländer weihte uns in die Jugendwohlfahrt, die Jugendfürsorge und das Jugendgericht ein. Dr. Richter sprach über „Staat und Jugendpflege“. Besonderes Interesse erweckten dabei seine Ausführungen über die staatlich angestellten Jugendpfleger. Einen geistreichen Vortrag hielt Gen. Marquardt über „Der junge Arbeiter, seine Umwelt, geistigen Interessen und Bildungsmöglichkeiten“.

Im Mittelpunkt des Vortragsplanes stand das Referat des Schulleiters Gen. Dr. Seelbach über „Die Bedeutung der Gewerkschaften für die Verwirklichung des Sozialismus“. In sehr geschickter Art fesselte der Redner die Zuhörer. Gen. Heßler unterrichtete über „Bildungsfragen“ und „Berufsschule“. Gen. Walsche behandelte den „Jugendhub“ und „Unsere Maßnahmen für jüngere Erwerbstote“. Ueber „Geisteskultur“ und „Arbeiterdichtung“ sprach Gen. Schönant. Zwei Fachärzte, die Gen. Drucker und Haase, machten uns mit dem Seelenleben des Jungarbeiters vertraut und gaben uns gute Anregungen und Ratschläge mit auf den Weg. Daß unsere seitherigen proletarischen Festsünden noch nicht den gewünschten Inhalt haben, bewies uns Gen. Zimmermann in seiner „Feststunde“. Hier ist noch viel zu lernen und viel zu ändern. Eine Wanderung in die Umgebung Bernaus leitete Gen. Batthey, wobei er uns Erläuterungen und praktische Winke zur Wanderführung gab.

Wir hatten ferner Gelegenheit, die Berliner Konsum-Genossenschaft zu besichtigen. Hier sahen wir die gewaltigen Fabrikanlagen und verschiedene Spezialabteilungen. Musterförmig sind die Walsch- und Wad-

einrichtungen, die jeder Mitarbeiter im Fleisch- und Backbetrieb benutzen muß. Auch das Reichstagsgebäude wurde von uns besichtigt. Abends wurde im Gewerkschaftshaus von der Berliner freien Gewerkschaftsjugend eine Veranstaltung durchgeführt, die uns weitere Anhaltspunkte für praktische Jugendfeiern gab.

Schwer wurde uns das Abschiednehmen, und jeder fuhr in dem Bewußtsein nach Hause, mitzubehelfen, damit unsere Ziele baldigst erreicht werden.

Hans Wischmann - Stettin.

Werbefeier der Chemnitzer Jugend.

Am 16. Mai veranstaltete unsere Jugendabteilung eine gutbesuchte Werbefeier. Es war das erstmalig, daß sich unsere Jugend der Öffentlichkeit zeigte. Der Zweck der Veranstaltung sollte sein, die abseitsstehenden Jugendlichen und die in unserem Berufsneueingetretenen für unsere Jugendabteilung zu gewinnen. Die Veranstaltung verlief zur vollen Zufriedenheit der Anwesenden. Das Streichorchester der Pöhl-Jugend hatte die musikalische Ausschmückung übernommen. Zwischen durch kamen Rezitationen unserer Jugendmitglieder, die ebenfalls starken Beifall fanden. Hier wirkte besonders gut ein Zwiegespräch zwischen einer Kollegin und einem Kollegen. Als bestes aus der Fülle des Gebotenen ragte jedoch die Ansprache des Kollegen Gaudlich hervor. Dieser schilderte den Weg der Kinder bis zur Schulentlassung und dann den Schritt ins Berufsleben. Bei diesem Uebergang braucht der junge Mensch einen Freund, und dieser Freund ist die Jugendabteilung der Gewerkschaft. Der junge Mensch braucht nicht allein zu stehen, hinter ihm steht das Millionenheer der organisierten Arbeiterschaft. Mit der Aufforderung, diese Freundeshand zu ergreifen und zu uns zu kommen, schloß Gaudlich seine Ansprache.

Auch ein rein äußerlicher Erfolg war der Veranstaltung beschieden, denn wir konnten neue Mitglieder aufnehmen und wir hoffen, daß die Begeisterung der Jugend immer weitere Kreise ziehen möge, so daß auch noch alle diejenigen sich aufrufen, die noch abseits stehen und die Veranstaltung unserer Jugendabteilung besuchen. Die Jugend ist auf dem richtigen Weg und wo ein guter Geist herrscht, da bräuhet uns für die Zukunft nicht bange zu sein. R. H.

Die freie Gewerkschaftsjugend in Chemnitz.

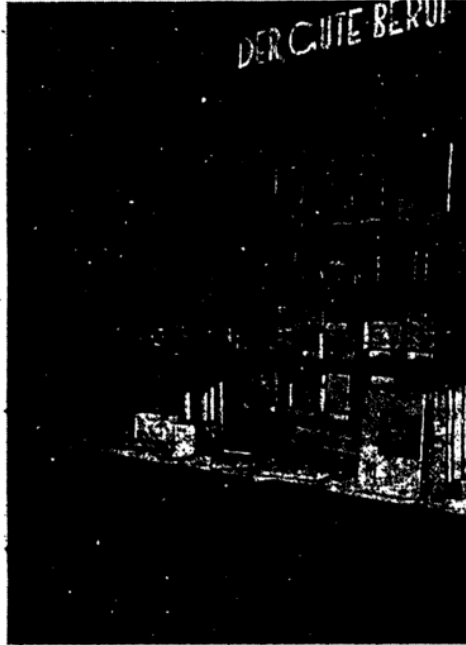
Der Hamburger Gewerkschaftskongress im Jahre 1908 hielt es noch nicht für erforderlich, besondere Jugendorganisationen innerhalb der Gewerkschaften zu gründen und — 20 Jahre später sprach Belpart im Namen von 50 000 Jugendlichen. Die Stellung der Alten zur Jugendfrage hatte sich grundlegend geändert. Man hat erkannt, daß es ein Weiterkommen und eine Entwicklung nach vorwärts nur geben kann, wenn die Jugend in unserem Geiste erzogen wird. Die Jugend ist es, die das Feuer der Begeisterung schürt, und das ist gut so.

Unsere heutige Wirtschaftskrise ist eine Seelenkriege nicht nur für die älteren Arbeiter, sondern doppelt gefährdet ist der Jugendliche. Wie es heute um den jungen Arbeiter und um unsere Jugendbewegung steht, darüber gab eine Ausstellung in Chemnitz bereites Zeugnis. Zusammengestellt und aufgebaut war diese Ausstellung von den Jugendgruppen der dem ADGB angehörenden Verbände. Sie sollte einen Einblick geben in die Arbeit der gewerkschaftlichen Jugendgruppen und in die freigewerkschaftliche Jugendbewegung überhaupt. Die Ausstellung wurde dieser Aufgaben in vollem Umfange gerecht. Zunächst wurde die allgemeine Entwicklung der gewerkschaftlichen Jugendbewegung gezeigt. Rund 230 000 jugendliche Proletarier in Deutschland und 3175 in Chemnitz haben erkannt, daß die freien Gewerkschaften eine Notwendigkeit sind. Dann sahen wir das Programm, die Aufgaben und das Ziel, alles übersichtlich von den Jugendlichen selbst gestaltet, soweit es der beschränkte Raum gestattete.

Eine Fülle Literatur, aus dem das Wissen geschöpft wird, zeigte, wie sie bestrebt ist, sich den ihr gebührenden Einfluß zu verschaffen.

Einen tiefen Einblick erhielten wir über die berufliche und gewerkschaftliche Schulungsarbeit. Da zeigten uns unsere Jungkollegen gut und sauber gebundene Bücher vom einfachen bis zum künstlerischen Einband mit Handvergoldung und Lederornament, Etnis und Karionnagen. Daneben lagen die Jugendbeilagen unserer Zeitung und Photos aus der Bewegung, alles schön geordnet und einladend zum Studieren.

Jede Gruppe gab uns einen Einblick in ihre geleistete Arbeit. Wahrlich, eine Bewegung, die soviel Fleiß und Idealismus in sich birgt, in der die Prole-



Buchbinder- und Kartonnagenarbeiter-Jugend.

tarierjugend so intensiv an sich selbst arbeitet und sich bildet, verdient es, daß sie ein größeres Interesse bei den Erwachsenen findet, als das bisher der Fall war.

Sämtliche Werbemöglichkeiten waren zusammengestellt. Da sah man alle Jugendzeitungen, Broschüren, Flugblätter, Werbeposten. Auch der Erfolg gewerkschaftlicher Arbeit wurde gezeigt und viele Bilder von Jugendtreffen, von den Wanderausfahrten und fröhlichem Beisammensein. Die Verbindung mit der Natur gibt den jungen Leuten die Lebensfreude, die sie zu solchen Leistungen befähigt.

Eine kleine Sonderausstellung der Arbeitslosen zeigte die verschiedensten Gegenstände, mit rührender Liebe und Sorgfalt zusammengestellt. Das war eine deutliche Sprache der Sehnsucht nach Arbeit und Brot. Die Zeit muß kommen, in der alle arbeitsfähigen Menschen Lohn und Brot haben. Doch sie kommt nicht von selbst, wir müssen dem Sozialismus den Weg ebnen und müssen Kämpfer sein im Sinne des verstorbenen Gewerkschaftsführers Karl Legien, dessen lebensgroße Büste die Ausstellung überragte und der sich freuen würde, wenn er sehen könnte, daß eine tatbereite und opferbereite Jugend entschlossen ist, sein Lebenswerk fortzusetzen und der Vollenendung entgegenzuführen. Der einzelne steht dem großen Wirtschaftsgehehen machtlos gegenüber, nur eine große starke Organisation kann uns zum Siege führen. Rudolf Heß - Chemnitz.

Als Jungbuchbinder zu Fuß durch Schweden und Norwegen.

Ein kleiner Querschnitt aus Reiseerlebnissen durch wenig begangenes Gebiet.

Wieder einmal wollte es mit dem Nachtquartier nicht klappen. Die Bauern, von denen wir gewohnt waren, daß sie uns meist unentgeltlich in ihren Scheunen schlafen ließen, deuteten uns an, daß wir weiter gehen müßten. An Hand der Karte konnten wir erkennen, daß wir uns in der Nähe eines breiten Kanals befinden, der hier zugleich die schwedisch-norwegische Grenze bildet und auf dessen anderer Seite

unser nächstes Ziel liegen mußte, die Grenzstadt Fredrikshald.

Der Weg, den uns die Bauern jetzt wiesen, führte zu einer Blockhütte. Ein altes Mütterchen, das uns aus der Tür entgegen trat, erzählte uns etwas von 25 Dore, als wir um Nachtquartier anfragten. Die nahende Dunkelheit und ein heraufziehendes Gewitter ließen uns dieses Angebot für annehmbar erscheinen, wenn hier als Unterschlupf wahrscheinlich auch nur ein kleiner Schuppen in Frage gekommen wäre. Doch unsere mangelnden Sprachkenntnisse spielten uns wieder einmal einen Streich. Diese 25 Dore waren nicht für Nachtlager, sondern als Fahrgeld für das Ueberfahren über den Kanal bestimmt. Diese Situation wurde uns erst klar, als jetzt im Hintergrund ein junges Mädchen mit einer Lederweste und zwei Ruderstangen auf den Schultern erschien und uns zwinkte, ihr zu folgen. Nun ging es einen steilen Abhang hinab zum Kanal, den wir in einem kleinen Kahn bei strömendem Gewitterregen überquerten. Am anderen Ufer wies uns das Mädchen den Weg durch eine tiefe Schlucht zur Stadt, die wir dann auch bald im Witzelschein liegen sahen. Seit in der Dunkelheit und völlig durchnäßt dort ein Nachtlager zu finden, erschien uns fast unmöglich, höchstens nur für sehr teures Geld. Deshalb konnten wir es auch gar nicht besser treffen, als wir kurz vor der Stadt noch eine nicht mehr ganz dicke Scheune vorfanden, in die wir uns für die Nacht vertochten.

Noch ungewaschen, weil dazu keine Gelegenheit vorhanden war, ging es am frühen Morgen in die noch ziemlich stille Stadt. Das Schwierigste war wieder für mich und für meinen Reisegefährten, einen Buchdruckerkollegen, das Auffinden des zuständigen Verbandskassierers. Wir machten es uns jedoch leicht. Mit dem Adressenverzeichnis des Verbandes in der Hand, in dem ja auch die Adressen der Zahlstellen der ausländischen Bruderorganisationen vermerkt waren, betraten wir einfach einen — Wädeladen. Wir wiesen im Verzeichnis auf die für den Ort in Frage kommende Adresse und erreichten, daß eine von den anwesenden Frauen uns die Wohnung des Kassierers zeigte. Dieser, ein noch junger lediger Kollege, dessen Name nur als Dekadresse für den Kassierer im Verzeichnis angegeben war, lag noch im Bett und sprang freudig überrascht heraus, als ich mich als „typster“ Kollege vorstellte. Er ließ uns beide dann mit in seinen Betrieb gehen, in dem nicht nur der Buchdruckerkassierer, sondern auch der richtige Kassierer unserer Organisation zu sprechen sein sollte. Es war ein gemischter Betrieb, in dem in der Buchbindererei und in der Druckerei zusammen etwa 40 Personen beschäftigt waren. Während mein Wandergefährte seinen Kassierer in der Druckerei aufsuchte, führte mich der junge Kollege in die Buchbindererei und stellte mich dort seinen erkaunten Kollegen und Kolleginnen vor. Ein zu Fuß durchreisender und noch dazu ein „typster“ Kollege war hier in dem kleinen Grenzstädtchen etwas ganz Außergewöhnliches. Doch mir zeigte die herzliche Begrüßung und das freundliche Zuwinken von allen Seiten, daß man hier nicht als lästiger Ausländer, sondern als ein Glied der großen internationalen Familie aller Berufsangehörigen betrachtet wurde. Ein älterer Kollege, der einige Brocken deutsch verstand, brachte mir dann bei, daß der richtige Kassierer erst gegen 10 Uhr vormittags kommt und ich nochmals wieder kommen müßte oder bis zu dieser Zeit im Betrieb mitarbeiten könnte. Ich entschied mich für das letztere, überzog mich noch einem anderen Kollegen zusammen eine Partie Broschüren, verdiente mir dadurch zwei Kronen und regelte dann noch meine Angelegenheit mit dem Kassierer. Mit einem kleinen Geldbetrag beglückt, den die Kollegenschaft indessen noch unter sich sammelte, zog ich dann mit meinem Wandergefährten weiter.

Die Gedanken über die internationale Solidarität der Arbeiterschaft, die mich im Anschluß an dieses Erlebnis befeelen, wollten mich an diesem Tage nicht verlassen. Ram es mir doch, vor allem auch durch die übrigen Erfahrungen in den nordlichen Ländern, hier ganz deutlich zum Bewußtsein, daß auch unsere Buchbinder-Internationale kein nur vom grünen Tisch aus konstruiertes Gebilde ist, sondern daß sich die Berufsangehörigen und Verbandsmitglieder auch in den einzelnen Ländern untereinander als Kollegen freundschaftlich verbunden fühlen mit dem großen Ziel, sich durch Opfermut und durch gemeinsames Handeln eine bessere Zukunft zu erkämpfen.

W. L.-Bl.

Künstlerische Bucheinbände.



Abbildung 1.

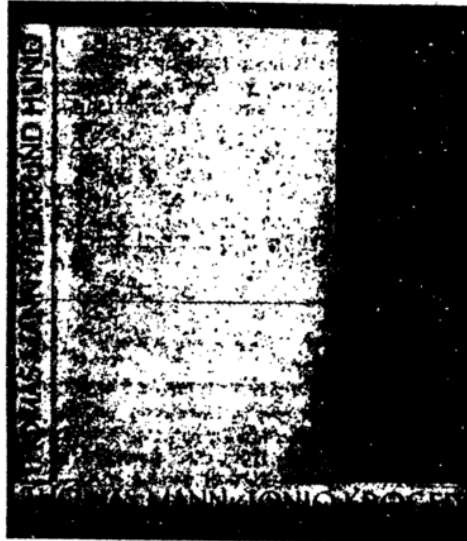


Abbildung 2.

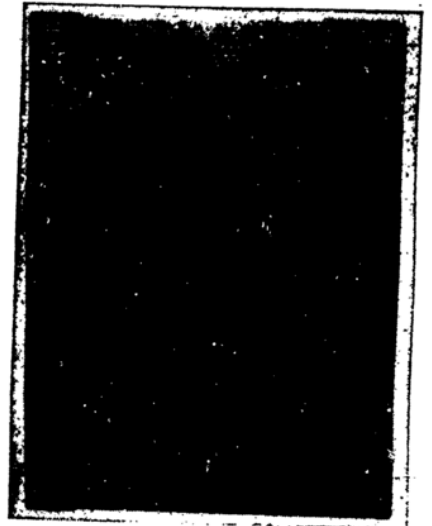


Abbildung 3.

Abb. 1: Gustav Freytag: „Soll und Haben“. Ganzlederband in terra-rotbraunem Maroquinleder, Handvergoldung und Goldschnitt.

Abb. 3: „Erzählungen des Königs Gambrinus“. Ganzlederband in blauem Dazengiegenleder, Handvergoldung und Goldschnitt.

Abb. 2: Thomas Mann: „Tonio Kröger, Herz und Hund“. Gebunden in Kalbspergament. Schwarz gedruckter Titel.



Abbildung 4.

Abb. 4: „Die sieben weisen Meister.“ Ganzlederband in braunem Maroquinleder, Handvergoldung und Goldschnitt.

Entwurf und Ausführung sämtlicher Arbeiten vom Kollegen Hugo Ritter in Kassel.

Die Bibliothek des Vatikans in Rom.

I.

Die Vatikanische Bibliothek in Rom hat eine lange historische Entwicklung vor sich, die Papst Nikolaus V. zu einem ersten eigentlichen Abschluß brachte. Zeitlich lange vor diesem Pontifikat Nikolaus V. hatten die Päpste mit der Sammlung von Büchern und Urkunden begonnen, so daß in historischer Hinsicht die Vatikanische Bibliothek die kostbarsten Schätze birgt. Als Vorläufer dieser päpstlichen Bibliothek ist das vom Papst Damasus I. gegründete Archiv zu nennen, das alle bedeutsamen Urkunden, sämtliche päpstlichen Regesten, zahllose Schreiben der Päpste, sowie die Korrespondenzen mit den Nuntien und fremden Höfen enthält.

Neben diesem Archiv bestanden schon immer die privaten Bibliotheken der verschiedenen Päpste, ohne daß man sie in einen unmittelbaren historischen Zusammenhang mit der heutigen Vatikanischen Bibliothek bringen kann. Bereits im 8. und 9. Jahrhundert bestanden päpstliche Bibliotheken, deren Schätze auf dem Konzil vom Jahre 649 Verwendung fanden. Zur Zeit Karls des Großen war Rom mit seiner Bibliothek der Mittelpunkt der lateinischen und griechischen Bücherwelt. Dennoch zerstreuten sich in den folgenden Jahrhunderten die Bücherschätze in alle Fernen, so daß wir heute kaum noch ihre Spuren zu finden vermögen. Als Papst Bonifatius VII. (1294 bis 1303) eine Aufnahme der Schätze der römischen Kirche machen ließ, ergaben sich unter den bibliothekarischen Schätzen nur 500 Handschriften, unter denen die älteste kaum ein Alter von 300 Jahren hatte.

Eine der berühmtesten päpstlichen Bibliotheken war die des Papstes Johann XXII. (1316 bis 1334), der in seiner Residenz Avignon eine großartige Büchersammlung angelegt hatte. Er wußte seiner Bibliothek dadurch eine besondere Förderung zu geben, daß er das sogenannte Spolienrecht ausübte, nach dem das ganze Bistum eines Prälaten, der im Dienste der Kurie gestorben war, der apostolischen Kammer zufiel. Ein späterer Papst, Clemens VI. (1342 bis 1352) verstand der juristischen Abteilung der päpstlichen Bibliothek einen Weltruf zu geben. Aber auch diese Bibliothek konnte dem Verhängnis nicht entgehen, bald in alle Winde zerstreut zu werden. Die letzten Forschungen lassen Papst Martin V. (1417 bis 1431) als denjenigen erkennen, der den Grund zu den heutigen Bücherschätzen der Vatikanischen Bibliothek legte. Als dessen Nachfolger Papst Eugen IV. im Jahre 1447 starb, zählte man erst 340 Handschriften, eine verhältnismäßig geringe Zahl gegenüber dem gegenwärtigen Riesenschatze.

Papst Nikolaus V. (1449 bis 1455) sieht man wohl vornehmlich aus dem Grunde als Schöpfer der Vatikanischen Bibliothek an, weil er der erste war, der ihr die Öffentlichkeit gab. Dies ist auch die Auffassung namhafter italienischer Schriftsteller und Bibliotheksforscher. Die frühere geschichtliche Auffassung, Papst Sixtus IV. (1471 bis 1484) als den Gründer der Vatikanischen Bibliothek anzusprechen, kann nach den neueren Forschungen als aufgegeben betrachtet werden. Andererseits ist es historisch unamißbar, daß Papst Sixtus IV. der Vatikanischen Bibliothek ein bedeutender Förderer war. So gab er der Bibliothek einen eigenen Raum, das Appartamento Borgia, bestimmte ihr gewisse Einkünfte und bestellte ihr außer-

dem im Jahre 1475 in Platina einen hervorragenden, sachkundigen Bibliothekar. Dieser damalige Bibliotheksräum dient heute als Magazin, das kunstgeschichtlich bedeutsame Fresken aus der Schule Ghirlandajos enthält, auch mit Malereien von Melozzo da Forlì geschmückt ist.

Etwa 100 Jahre später bezeugte Papst Sixtus V. der Vatikanischen Bibliothek dadurch seine besondere Gunst, daß er ein prächtiges neues Bibliotheksgebäude errichten ließ. Den Plan hierzu hatte allerdings schon Papst Gregor XIII. gefaßt, aber erst Sixtus V. als sein Nachfolger brachte ihn zur Ausführung. Papst Leo XIII. hat dann den der Bibliothek dienenden Sixtinischen Saal, der mit berühmten Malereien Caesare Stebbias und Giovanni Guerras geziert ist, als Vorzimmer für den von ihm neu eingerichteten Studienaal bestimmt.

Die technische Organisation der Vatikanischen Bibliothek zeigt von der allgemein üblichen Form insofern eine Abweichung, als innerhalb der Bibliothek mehrere in sich abgeschlossene Büchersammlungen auf der Grundlage rein historischer Entwicklung vorhanden sind. Als die älteste dieser Art ist die Bibliotheca Palatina zu nennen, die deutscher Herkunft ist. Es war die so unheilvolle Zeit des 30jährigen Krieges, als die Palatinische Bibliothek, der Stolz der Heidelberger Universität, in ihrer Gesamtheit für die deutsche Wissenschaft für immer verloren ging. Ende des 16. Jahrhunderts genöß die Heidelberger Universitätsbibliothek, bekannt unter dem Namen Bibliotheca Palatina, wegen ihres reichen Handschriftenreiches einen Weltruf. Der Besitz an Handschriften belief sich damals auf 3522 lateinische, griechische, hebräische und altdeutsche. Als am 16. September 1622 die Stadt

Heidelberg den Scharen Tillys in die Hände fiel, war auch das Schicksal der im Chor der dortigen Heilig-Geist-Kirche befindlichen Palatinischen Bibliothek besiegelt. Tilly lieferte diese Bibliothek seinem Herrn, dem bayerischen Kurfürsten Maximilian I. aus, der die kostbaren Bücherstücke dem Papst Gregor XV. zum Geschenk machte. Der damalige päpstliche Kommissar Leo Allatius, der richtig die Unsicherheit jener kriegerischen Zeiten erkannte, beeilte sich, die wertvollen Bücherstücke auf 50 Wagen von Heidelberg nach Rom zu schaffen, worüber ein noch heute vorhandener Reisebericht uns die großen Schwierigkeiten eines solchen Transportes in jenen Zeiten schildert.

Eine besondere Bibliothek innerhalb der Vatikanischen bildet auch die sogenannte Urbinatische, die Papst Alexander VII. (1655 bis 1687) von den Herzögen von Urbino käuflich erwarb. Der Gründer dieser Bibliothek war der Herzog Federico da Montefeltro. Zur Zeit des päpstlichen Erwerbs setzte sie sich aus 1000 gebundenen Handschriften und zahllosen ungebundenen Manuskripten zusammen. Die Gesamtzahl der Handschriften der Bibliotheca Urbina beläuft sich auf 1767 lateinische, 165 griechische und 59 hebräische. (Fortsetzung folgt.)

Stimmen aus unserem Kollegenkreis: Arbeitslosigkeit, 40-Stunden-Woche und Lohn.

Wenn man mit Schreden sieht, daß die Zahl der Erwerbslosen auch jetzt noch kaum abnimmt, und wenn ja der eine oder der andere Arbeitslose vermittelt wird, dies nur auf kurze Zeit geschieht, dann kann man leicht an allem verzweifeln. Gewiß wird von der gegenwärtigen Arbeitslosigkeit nicht nur ein Land, sondern es werden alle erfaßt, doch ist die Bekämpfung derselben deshalb nicht einfach.

Die Ansichten über die Behebung der Arbeitslosigkeit sind in den einzelnen wirtschaftlichen Lagern sehr verschieden. Während wir mit Recht eine Verringerung der Arbeitslosigkeit in der Hauptsache nur durch gesteigerte Kaufkraft der Massen, also durch größeren Konsum, herbeiführen wollen, wird von der Gegenseite behauptet, daß die Löhne zu hoch sind und ein Abbau derselben unbedingt erfolgen muß, um die Wirtschaft nicht noch mehr zu gefährden. Aus diesem Grunde ist ja auch die letzte große Lohnabbauwelle ins Land gerollt. Daß hier ein Fehltriff getan wurde, ist bekannt, auch nicht ein Arbeitsloser ist dadurch in die Betriebe gekommen! Wenn gegenwärtig die Zahl der Arbeitslosen etwas abgenommen hat, dann ist dies eine Erscheinung, die im Frühjahr immer eintritt, die jedoch auf die Gesamtzahl der Arbeitslosen fast keinen Einfluß hat.

Noch ist in den vom Lohnabbau betroffenen Familien die Empörung und Verzweiflung nicht zum Stillstand gekommen und schon wird von einer zweiten, noch tiefer einschneidenden Lohnabbauwelle gesprochen und geschrieben. Hier gilt es für die Gewerkschaften, wie überhaupt für alle Arbeitnehmer, den schärfsten Kampf aufzunehmen. Um die Arbeitslosigkeit zu beheben, muß die gesetzliche Einführung der 40-Stunden-Woche kommen. Wenn dies erreicht sein wird, dann wird natürlich nicht sofort das Heer der Arbeitslosen verschwinden. Jedes Ding dauert seine Zeit und es wird auch nach Einführung der 40-Stunden-Woche noch eine gewisse Zeit dauern, ehe eine Verbesserung der Arbeitsmarktlage in der Erscheinung treten kann. Das große Heer der Arbeitslosen wird die Verkürzung der Arbeitszeit sehr begrüßen, es steigt dann für sie die Hoffnung auf Beschäftigung.

Wissentlich wird es auch einen Teil Kollegen geben, die mit einer Verkürzung der Arbeitszeit nicht einverstanden sind, und zwar werden es zum Teil diejenigen sein, die selber die Erwerbslosigkeit so gut wie gar nicht an eigenen Leibe gespürt haben und die nur darauf bedacht sind, recht viel für sich selbst herauszuholen, ohne dabei an die anderen zu denken. Diese Kollegen werden es sich wohl überlegen müssen, selbst wenn sie Jahre hindurch an ein und derselben Arbeitsstelle stehen, daß es ihnen auch noch so ergehen kann wie den vielen Millionen, die oft monatelang, ja Jahre hindurch verkürzt arbeiten oder völlig arbeitslos sein müssen.

Die heutigen rationellen Arbeitsmethoden machen es geradezu zur Pflicht, die Arbeitskraft recht lange zu erhalten, indem eine größere regelmäßige Ruhepause in den Arbeitsgang eingeschaltet wird. Diese Ruhepause ist durch die Verkürzung der Arbeitszeit auf 40 Stunden pro Woche gegeben. Wenn es darum in der gegenwärtigen schlechten wirtschaftlichen Zeit mit der Einführung der 40-Stunden-Woche auch nicht über Nacht besser werden wird, dann ist doch eine Gewähr dafür gegeben, daß bei steigender Konjunktur ein erheblicher Teil der Arbeitslosen wieder in den Produktionsprozeß hineingezogen wird. Es darf aber nicht einer für den anderen einstecken unter Zurückstellung seiner eigenen Person. Jeder darf nur das große Ziel der Allgemeinheit vor Augen haben. S. o. B.

INTERNATIONALES

Von der Aussperrung in Norwegen.

Die Aussperrung in Norwegen, an der auch der Verband der Buchbinder und Papierverarbeiter mit 70 Proz. seiner Mitglieder beteiligt ist, währte Anfang Juni bereits drei Monate.

Das norwegische „Fachblatt des Verbandes der Buchbinder und Kartonnagen-Arbeiter“ vom 1. Juni berichtet darüber:

Am ersten Pfingstfeiertag erhielten wir den Vorschlag des Schlichters zur Beilegung der Aussperrung. Wir waren äußerst gespannt auf dessen Vorschlag. Nachdem wir von dem Vorschlag des Schlichters jedoch Kenntnis genommen hatten, mußten wir feststellen, daß dieser, auf dessen Unparteilichkeit wir immer noch gerechnet hatten, mit den von den Arbeitgebern zum Tarif gemachten Abänderungsvorschlägen vollkommen übereinstimmt.

Wäre der Schlichter unseren Forderungen entgegengekommen, so hätte er zur Herbeiführung des Friedens beitragen können. Die Arbeitgebervereinigung sitzt noch immer auf dem hohen Pferd, sie gebärdet sich „stur und starr“, und es besteht daher noch keine Aussicht auf Beilegung des Konfliktes, der Kampf kann also noch lange dauern.

Berichte.

Weimar. Am 29. Mai hielt unsere Zahlstelle eine gut besuchte Versammlung ab. Die Tagesordnung besaßte sich in erster Linie mit der Ergründung zweier Verbandsjuridikare. Es sind dies die Kollegen Söllner und Ackermann, die den Wert der Organisation frühzeitig erkannt haben und die noch heute treue Mitglieder des Verbandes sind. Beide Kollegen sind nicht nur zahlende Mitglieder, sondern aktiv in der Ortsverwaltung tätig. Kollege Lander übermittelte den beiden Kollegen die Glückwünsche des Verbandsvorstandes, des Gauvorstandes und der Zahlstelle Weimar und überreichte ihnen die Ehrenurkunde und ein Geschenk der Zahlstelle. Er dankte ihnen für die treue Mitarbeit und richtete die Mahnung an die Jugendlichen, am Aufbau der Organisation mitzuwirken.

Dann besaßte sich die Versammlung eingehend mit den kommenden Lohnverhandlungen. Eine Hebung der Wirkkraft ist trotz des Lohnabbaues nicht eingetreten. Wir verwahren uns gegen eine weitere Verschlechterung unseres Lohnes und schreden auch vor dem letzten Mittel nicht zurück. Es ist notwendig, daß alle vier graphischen Verbände geschlossen gegenüber den Unternehmern dastehen. Dann können wir es auch erreichen, daß zugunsten der Arbeitslosen die 40-Stunden-Woche eingeführt wird.

Ueber die Auswirkungen der Notverordnung auf das Krankenkassenwesen referierte Kollege Heerdegen als Ausschußmitglied der Ortskrankenkasse. An Hand von treffenden Beispielen schildert er die Lage der Ortskrankenkasse als katastrophal, da die Notverordnung sehr große Nachteile für die Mitglieder und wenig Vorteile für die Krankenkasse gebracht hat. Die Mitglieder erhalten jetzt niedrigeres Krankengeld, müßer für jeden Krankenschein und für jedes Rezept eine Gebühr von 50 Pf. entrichten, während auf der anderen Seite die Entschädigungen für die Ärzte nicht herabgesetzt wurden. Durch die große Arbeitslosigkeit sind die Einnahmen geringer geworden und die Unternehmer sind jetzt drauf und dran, zwecks Ausgleichung des Etats die Leistungen der Unfall-, Erwerbslosen- und Invalidenversicherung herabzusetzen, die an und für sich schon gering sind. Kollege Heerdegen richtet am Schluß seiner interessanten Aus-

führungen an die Mitglieder die bringende Bitte, sich mehr mit den Einrichtungen der Sozialversicherung zu befassen, um Verschlechterungen abzuwehren. Nachdem noch auf die Versammlung am 28. Juni, in der Dr. med. Heinemann über § 218 sprechen wird, hingewiesen wurde, konnte die harmonisch verlaufene Versammlung geschlossen werden.

Bekanntmachungen des Verbandsvorstandes.

Ausgeschlossen aus dem Verbands wurde auf Grund des § 16, Ziffer 2b und d des Statuts die Falgerin Emilie Hahn, geb. 9. Dezember 1880 in Schwedt a. d. O., Buchnummer 367 741.

Dem Kollegen Karl Petermann, geb. 2. April 1872 in Glauchau, ist sein Mitgliedsbuch Nr. 45 027 in einer Berlin'scher Herberge gestohlen worden. Die Gau- und Zahlstellenkassierer werden ersucht, sofern das Mitgliedsbuch vorgezeigt werden sollte, dieses einzuziehen und an uns einzuliefern.

Die Unterfügung an Durchreisende muß infolge großer Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit unter den Mitgliedern bis auf weiteres in den Zahlstellen Arnstadt i. Thür., Dessau, Duisburg-Hamborn, Plozheim, Zwickau eingestellt werden.

Die Lokalbeiträge sind in der Zahlstelle Berlin ab Woche 27 mit Genehmigung des Verbandsvorstandes neu geregelt. Sie betragen in

Beitragsklasse	I	II	III	IV	V
	5 Pf.	15 Pf.	20 Pf.	30 Pf.	40 Pf.

Adressenänderungen.

- B = Bevollmächtigter; K = Kassierer.
- Bremen: B: E. Drögemöller, Teerhof 55. K: A. Hartmann, Buschstraße 25 I; Montags von 17 bis 19 Uhr im Buchdrucker-Vereinshaus, Am Wall 82 I. Auszahlung: B. Oppermann, Kornstraße 121 III, Montags von 17 bis 19 Uhr im Buchdrucker-Vereinshaus, Am Wall 82 I, Dienstags bis Freitags 20 bis 21 Uhr in der Wohnung.
- Brieg: B u. K: Erich Pollat, Schwarzer Weg 33.
- Duisburg-Hamborn: B u. K: Franz Bistens, Duisburg-Neudorf, Fruchtstraße 28 II, Auszahlung: Montags und Donnerstags von 18 bis 20 Uhr, Beitragszahlung: Montags von 18 bis 20 Uhr.
- Schmölln i. Thür.: B: P. Matthes, Helmstättenstr. 9. K: Kurt Pappi, Brückenplatz 17 bei Riffelwitz, Geschäftszeit: Mittwochs 6 bis 7 Uhr, Sonnabends 5 bis 7 Uhr.
- Wittenberg Bez. Halle: B u. K: A. Gallien, Schloßplatz 5 p. l. Auszahlung: Werktags von 18½ bis 19¼ Uhr, Sonntags von 12½ bis 13 Uhr.

Der Verbandsvorstand.

Inhaltsverzeichnis.

- Geschleierter Verhandlungen für die Kartonnagen-Industrie.
- Der 14. Gewerkschaftskongress.
- Internationale Buchkunstausstellung in Berlin.
- Freie Wirtschaft und Arbeitslosigkeit.
- Die Zentral-Kranken- und Begräbniskasse der Buchbinder.
- Hader sammeln und Klagen über Papiermangel in Kursachsen am Ausgang des 18. Jahrhunderts.
- Zur Unterhaltung: Die Freite III. — Der Schmugglerhund.
- Unsere Jugend: Sinnprüche. — Das Lehrlingswesen vor dem 30jährigen Krieg. — Ein Jugendleiterkursus in Bernau. — Werbefelder der Chemnitzer Jugend. — Die freie Gewerkschaftsjugend in Chemnitz. — Als Jungbuchbinder zu Fuß durch Schweden und Norwegen.
- Künstlerische Buchgebände.
- Die Bibliothek des Vatikans in Rom. I.
- Stimmen aus unserem Kollegenkreis: Arbeitslosigkeit, 40-Stunden-Woche und Lohn.
- Internationales: Von der Aussperrung in Norwegen.
- Berichte: Weimar.
- Bekanntmachungen des Verbandsvorstandes.